

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 35 (1959-1960)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Zwischenhalt im Urwald-Paradies  
**Autor:** Rordorf, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073370>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Zwischenhalt im Urwald-Paradies

VON WALTER RORDORF



*Der Autor hat nach einigen Jahren Berufstätigkeit als Betriebswirtschaftler den Entschluß gefaßt, noch etwas von der Welt zu sehen. Die anderthalbjährige Reise führte ihn zunächst über Rio de Janeiro nach einer Farm im Dschungel Mato Grossos, wo sich die Begebenheiten im nachfolgenden Artikel abspielten.*

◀ *Der Verfasser*

Die Adresse von Henrik und seiner Zauberfarm im Mato Grosso hatte ich von einem Freund in Rio bekommen. Dort war ich für einige Zeit in einer Schweizer Firma tätig gewesen. Jetzt wollte ich noch etwas von Zentral-Brasilien sehen.

«Onkel Henrik» freut sich immer, wenn ihn jemand aus der Zivilisation besucht, hatte mein Freund erklärt. Er war ehemals Deutscher, früher Zeitungskorrespondent in Brasilien, hat sich dann in den Kriegsjahren als Goldsucher, Diamantenwäscher und Urwald-Doktor durchs

◀ *Der erwischte Bananendieb*

Leben geschlagen und besitzt heute eine große Rinderfarm am Rio Araguaia.

Das war genau, was ich suchte. Ich packte meine Koffer, steckte ein Buschmesser in den Gurt und bestieg das Flugzeug Richtung Urwald. Flugreisen in Brasilien sind nicht teurer als Bahnfahrten 2. Klasse in der Schweiz. Allerdings werden nach dem Interior keine modernen Flugzeuge eingesetzt, sondern ältere DC-3 Maschinen, die mit Kisten, Fässern, Hühnern, Eingeborenen und waghalsigen Touristen vollgestopft, oft erstaunliche Landungen auf winzigen Urwaldwiesen vollbringen.

Ich hatte die Erlaubnis erwirkt, den Flug in der Piloten-Kanzel mitzumachen. Wir befanden uns im Februar, gerade am Ende der Regenzeit. Der Flug war denkwürdig und sollte mir einen Eindruck vom Ausmaß der Überschwemmungen während der Regenzeit vermitteln. Nach einem Zwischenhalt in Sao Paulo überflogen wir zunächst freundliches Hügelland, das mit seinen bewaldeten Kuppen, regelmäßigen Feldern und verstreuten Farmhäusern beinahe an das schweizerische Mittelland erinnerte. Langsam aber drang etwas Unorganisiertes, Dunkelgrünes ins Blickfeld: der brasilianische Urwald. Das Gelände war nun topfeben und seit einer Stunde überflogen wir den geschlossenen Teppich dunkelgrüner Baumwipfel. Soweit das Auge reichte, ein ungeheures grünes Meer, und über uns, trotz der Regenzeit, die gleissende Tropensonne. Doch halt: Glänzte da nicht etwas in den Bäumen unter uns? Dann sah ichs: das war ja Wasser und die Sonne, die sich darin spiegelte! Und aus dem Wasser ragten die Baumriesen nur noch als kleine Stümpchen hervor. Das war ja ein See. Ein See von enormem Ausmaß! Damit ich einige Aufnahmen machen konnte, ging der Pilot – ganz vorschriftswidrig – mit seinem Vogel bis auf 200 Meter über die bewipfelte Wasserwüste hinab. Ja, als ich einige Kraniche, die sich eben auf einer Baumkuppe niedergelassen hatten, auf den Film bannen wollte, brauste er sogar kaum 50 Meter über dem Urwald dahin. Erschreckt von diesem Tiefangriff flogen die Vögel davon. Außerdem wurde uns bewußt, daß wir uns nicht allein im Flugzeug befanden. Denn plötzlich ging die Kabinentüre auf und mit leicht verstörten Gesichtern erschien eine Delegation der übrigen Passagiere, um sich zu erkundigen, ob wir näch-

stens auf dem Sumpf zu landen gedächten, ob vielleicht mit den Motoren etwas nicht stimme. Der Pilot murmelte etwas von gefährlichen Luftwirbeln in größeren Höhenlagen, stieg dann aber zur Beruhigung der Gemüter wieder auf tausend Meter.

**D**ann kam Aruanà. Leicht mitgenommen vom achtstündigen Fluge umkreisten wir das unter Bananenstauden versteckte Dorf, sausten einmal in geringer Höhe über die Graspiste, um die Hühner und weidenden Kühe wegzuschrecken und setzten uns dann auf die freigewordene Bahn. Sofort war unser Flugzeug von fröhlichen Dorfbewohnern umringt. Mein großer Koffer wurde von zehn braunen Händen gepackt und in den Schatten des Flugzeuges gestellt. Es war fürchterlich heiß. – Und dort, die große hagere Gestalt, das mußte Henrik sein, der mich denn auch freundlich begrüßte und mit mir einen Rundgang durch das Dorf machte.

In Aruanà ist der Flugplatz das einzige, das an die Zivilisation erinnert, und auch dieser besteht nur aus einer Wiese mit Benzinfässern und einem schlaffen Tuchfetzen, der wohl den Luftsack darstellt. In Aruanà gibt es weder Elektrizität noch Gas, weder Wasserleitungen noch Polizei und auch keine Straßen. Die Bambushütten, mit Palmblättern gedeckt, stehen im Grünen herum, dazwischen führen Fußwege hin und her. Die einzige regelmäßige Verbindung zur Außenwelt sind das allwöchentliche Flugzeug und kleine Flußboote, die zu den weiter flußab- und aufwärts gelegenen Siedlungen führen.

Die etwa 900 Einwohner von Aruanà sind eine Mischung von Indianern und frühen europäischen Einwanderern. Viele von ihnen tragen typische indianische Gesichtszüge mit ausgeprägten Backenknochen, glänzend schwarzen Haaren und leicht geschlitzten Augen. Etwa 80 Prozent der Erwachsenen sind Analphabeten. Wohl werden jetzt große Anstrengungen gemacht, um der jungen Generation Lesen und Schreiben beizubringen, aber sobald man von Aruanà weiter ins Innere eindringt, werden die Schulhäuser spärlich und die Kinder aus den verstreuten Farmen kommen nur selten zum Unterricht. Der Schulweg ist einfach zu weit.

Anderntags bestiegen wir mit einigen Ein-

geborenen Henriks Flußboot mit Außenbordmotor und nahmen die siebenstündige Fahrt flußabwärts zu seiner Fazenda in Angriff. Das kleine Boot, ein Einbaum, dem zur Kapazitätsvergrößerung einfach ein Bretterrahmen aufgesetzt wurde, war mit Menschen, Gepäck und Waren derart gefüllt, daß der obere Bootsrand kaum noch vier Zentimeter über den Wasserspiegel schaute. So sollten wir stundenlang auf einem Fluß hinunterfahren, der von Krokodilen und mannsgroßen giftigen Stachelrochen nur so wimmelte. Henrik fragte mich, ob ich schwimmen könne und als ich, mit einem besorgten Seitenblick auf die nächste Krokodilnase zögernd bejahte, schien er beruhigt. Zu allem Übel saß im Bug des Schiffes noch ein baumlanger, quietschvergnügter Eingeborener, der mit seiner Flinte fröhlich herumfuchtelte und bei jedem Schuß auf Wasservogel unseren Kahn fast zum Umkippen brachte. Ich versuchte mittschiffs auf meinem Stühlchen eifrig Gegenbalance zu geben, erntete aber damit nur Heiterkeit. Der Mensch am Spitz soll übrigens, wie Henrik mir zuflüsterte, ein mehrfacher Mörder sein, der in dieser Abgeschiedenheit Zuflucht vor dem Arm der Gerechtigkeit gesucht und seit zehn Jahren offenbar auch gefunden hat. Dieser Mann machte mir offengestanden durchaus nicht den Eindruck eines Verbrechers, und er schien auch bei den Eingeborenen durchaus wohlgekommen zu sein. Solange einer ihnen selber nichts zuleide tut, lassen sie ihn auch in Ruhe. Sonst aber wehe! Wahrscheinlich ist diese Haltung dem großen Selbstvertrauen der Leute hier zuzuschreiben, die es gewohnt sind, mit eigener Faust sich und ihr Eigentum zu verteidigen.

Schließlich sind wir dann heil auf Henriks Farm angekommen. Diese liegt etwa 20 Kilometer von Cocalinha flußabwärts in völliger Abgeschiedenheit. Gleich über dem kleinen Bootshafen erheben sich auf einer Anhöhe zwei hübsche Bungalows mit breiten Vordächern. Das eine ist das Wirtschaftsgebäude mit Wohnung für die kinderreiche halbindianische Pächtersfamilie. Das andere ist Henriks Wohn- und Gästehaus. Von der weiten, gedeckten Veranda aus genießt man eine kilometerweite, prächtige Aussicht auf die Flußlandschaft. Der Strom ist am Ende der Regenzeit an dieser Stelle noch etwa 800 Meter breit und

wohl 20 Meter tief. Bei fortschreitender Trockenperiode sinkt der Wasserspiegel bis über die Hälfte ab und gibt weiße Sandflächen frei, auf denen sich Schildkröten und Krokodile sonnen.

Die Ufer fallen dann beidseitig als steile, von mächtigen Wurzeln durchsetzte Erdwände ab. Vom Wasser unterhöhlt stürzen jeweiligen solche Uferpartien ein und reißen ganze Gebüsch- und Baumgruppen mit. Daß noch anderes abstürzt, sahen wir eines Tages, als plötzlich eine von Henriks Kühen unter kläglichem Gemuhe im Strom daher getrieben kam. Wir stießen sofort mit Kanus in den Fluß hinaus und brachten den Pechvogel ans Land zurück. Was war geschehen? Henrik hat dem Fluß entlang einen hübschen, mit seltenen Kräutern bestückten Baumweg angelegt und gegen das Vieh abgesperrt. Dieser Kuh war es aber offenbar geglückt, die Umzäunung zu umgehen und war darauf mit Getöse mitsamt dem Weg und einigen schönen Palmen abgestürzt.

Die Bungalows sind geradezu Kunstwerke. Henrik hat sie mit Hilfe von Eingeborenen in jahrelanger Arbeit selbst gebaut. Die Mauer- und Dachziegel wurden in einer eigenen behelfsmäßigen Ziegelei gebrannt. Das Holz für die Zimmereiarbeiten, für Tische und Stühle im Urwald geschlagen und zurecht geschreiert. Hinter dem Wohnhaus liefert ein Ziehbrunnen auch an heißen Tagen kühles Wasser und ist mit einer originellen Duschanlage kombiniert. Es fehlt nicht an einigem Komfort: ein mit Petrol betriebener Kühlschrank ist da, und die abends unentbehrlichen Moskitonetze, ferner ein Radio mit Akku, der von den Pächterskindern allwöchentlich mit einer veloähnlichen Tretmaschine wieder aufgeladen wird; Petrollampen mit Glühstrumpf und anderes mehr.

Die Fazenda erstreckt sich 30 Kilometer ins Innere bis zur entfernten Sierra. Ein Drittel davon ist dichter Urwald mit Jaguars, Pumas, Rehen, Hirschen, Ameisenbären und Gürteltieren. Der übrige Teil ist reiches Busch- und Grasland, auf dem Henriks Rinderherde von etwa tausend Köpfen im Freien lebt, und das deshalb eingezäunt ist. Die Tiere sind großwüchsig und mit der indischen Rasse, zu der die mächtigen Hörner und die Fetthöcker auf den Schultern gehören, verwandt. Hier wird nicht Milchwirtschaft, sondern Fleischwirtschaft betrieben. Die Kühe werden nur selten gemolken und geben auch nach dem Kalbern höchstens drei bis fünf Liter Milch pro Tag.

Jährlich einmal kommen Vieheinkäufer von Sao Paulo den Araguaia Fluß hinauf und kaufen auf den verstreuten Farmen dreijährige Kühe auf, die mit einem Brandstempel versehen werden. Auf dem Rückweg werden die gekennzeichneten Tiere in monatelanger Reise quer durch den Dschungel in die Schlachthäuser von Sao Paulo getrieben.

Für eine dreijährige Kuh werden dem Farmer umgerechnet sechzig bis achtzig Franken geboten. Ein gleichaltriges Pferd ist hundert bis hundertfünfzig Franken wert, Esel erzielen ihrer Zähigkeit und Genügsamkeit wegen etwa zweihundert Franken. So bescheiden sich diese Preise für schweizerische Verhältnisse ausnehmen, so sichern sie doch dem zentralbrasilianischen Farmer ein gutes Auskommen. Henriks Fazenda ist bis auf Kochsalz und einige Gewürze praktisch selbstversorgend. Da gibt es große Reis- und Maisfelder, Getreide, süße Kartoffeln und Manioka, irgendwo auf einer Dschungellichtung wuchern Bananenstauden, hinter dem Haus wächst Salat und Gemüse, überall stehen Zitronen- und Orangenbäumchen. Auch Kaffee und Zuckerrohr gibt's in Fülle. Kurz, man hat sich um das tägliche Brot nicht zu sorgen.

Die Feldarbeiten werden in gemütlichem Tempo von der Pächtersfamilie und weiteren Familien, die in Eingeborenenhütten etwas landeinwärts wohnen, besorgt. Als Entschädigung erhalten sie einen Ernteanteil und überdies einen kleinen Geldbetrag, für welchen sie in der Krämerei von Cocalinha Kleiderstoffe und anderes mehr kaufen. Erfordern die Saisonarbeiten weitere Arbeitskräfte, werden diese im Taglohn angeworben, das heißt meistens stellen sich diese von selber ein. Nur darf man sich nicht zu sehr auf sie verlassen. Plötzlich sind die jeweils wieder verschwunden. Sie hängen nicht am Besitz. Sobald sie den Eindruck haben, genügend gearbeitet zu haben, legen sie sich zufrieden unter einen Bananenbaum.

**D**as Hauptnahrungsmittel ist Reis, das mit einem kalorienreichen Mus aus schwarzen Bohnen gegessen wird. Die Zutaten werden Tag für Tag gejagt oder gefischt. Fängt oder schießt man nichts, gibt's auch nichts. Das ist ganz einfach und ermuntert, sich beim Jagen und Fischen etwas Mühe zu geben. Beim Fischfang muß man sich beileibe nicht anstrengen.

Der Araguaia ist namentlich am Ende der Regenzeit bei Hochwasser derart fischreich, daß man nur die Angel ins Wasser zu werfen braucht und schon beißt einer an. Große, bis über zwei Meter lange Fische, die in Schwärmen unter der Oberfläche schwimmen, fingen wir, nach bewährtem indianischem Brauch, zuweilen mit dem Speer. Wenn Fischschwärme den Strom aufwärts zu den Laichplätzen schwammen, schoben wir ein Kanu quer in den Fluß hinaus, legten talwärts Palmblätter, Äste und Zweige neben das Boot – und was geschah? Die Fische taten genau das, was sie in unseren Bergbächen auch tun: sie sprangen. Und zwar schön genau in unser Kanu hinein. Einmal zählten wir nach einer knappen Viertelstunde über sechshundert stattliche Fische in unserem Boot.

Einer der gefährlichsten Fische der brasilianischen Fischgebiete ist der Piranha. Ein rundlicher, kleiner, dreißig Zentimeter langer Fisch, der ein fürchterliches Gebiß mit Dreieckszähnen besitzt, die wie eine Beißzange schließen. Als wir einmal einem Piranha versuchsweise einen Draht von einzwanzig Millimeter ins Maul steckten, – knack, war der Draht durchbissen. Diese Piranhas, und das macht sie so gefährlich, treten in Schwärmen von Zehntausenden auf, die alles anfallen, was ihnen verdauenswert erscheint. So ist beim Baden größte Vorsicht geboten. Wer mit einer auch nur geringfügigen Verletzung ins Wasser geht, ist in Gefahr, innert Minuten buchstäblich bis aufs Skelett aufgefressen zu werden. Die Piranhas wittern das Blut meilenweit. Sogar die etliche Meter langen Wasserschlagen, von denen es viele im Araguaia gibt, fürchten sich vor diesen kleinen Räubern. Unter den Indianern gilt das Rezept, daß, wer von einer Wasserschlange angegriffen wird, dieser nur eine kleine Verletzung beibringen müsse, worauf die Schlange sofort von ihm ablasse, um sich vor den Piranhas in Sicherheit zu bringen.

Am Ende der Regenzeit, während der ich mich dort befand, beschränkt sich das Jagdglück hauptsächlich auf Vögel, da die Vierbeiner dann tief in den undurchdringlichen Urwäldern leben. Ich habe verschiedentlich versucht, mit Indianern in das Dickicht vorzudringen. Das Schwierige sind nicht etwa die Lianen und anderen Schlinggewächse, sondern die Sümpfe und Seen. Einmal wollte ich zu Pferd eine frische Tapirspur verfolgen, die sich

in den Urwald hineinzog. Der Tapir ist ein etwa kalbgroßes Huftier mit rüsselähnlicher Nase. Beim Vordringen geriet ich in einen Wassergraben. Er schien ziemlich tief. Aber da der Tapir durchgekommen war, wollte auch ich es wagen – und schon wars geschehen. Das Roß tauchte unter mir weg und Pferd und Reiter mußten schwimmend das Ufer erreichen. Bloß leider getrennt. Denn, während ich zurück an den Ausgangspunkt schwamm, setzte mein Gaul fröhlich wiehernd ans jenseitige Ufer über, wo er einige saftige Gräser erspäht hatte. Da standen wir nun, beide tropfnaß, ich hier, mein Gaul dort. Dazwischen mindestens achtzig Meter Wasser. Was halfs, ich mußte zu meinem Gaul hinüber schwimmen. Der Tapir war vergessen. Dieser war übrigens klüger gewesen als wir, denn nachträglich entdeckten wir eine Furt, auf der es möglich war, den Graben zu durchqueren, ohne über die Knie naß zu werden.

Alltäglich unternahmen wir einen Inspektionsritt ins Innere der Fazenda, um uns zu überzeugen, daß den Tieren nichts geschehen war. Schlangen können Kälber anfallen, Indianer Pferde und Esel stehlen, es können Krankheiten ausbrechen oder Brände. Das Reiten habe ich auf der Fazienda gründlich gelernt, da das Pferd und der Esel im Innern das einzige Transportmittel sind.

Einmal war Großalarm. Ein Indianer hatte von unseren Bananen gestohlen, die in einer Hütte weiter flußaufwärts zum Ausreifen aufgehängt waren. Ein Pächterskind brachte die Meldung und eben sahen wir den Dieb noch, wie er schon weit draußen in eiliger Fahrt die Beute in seinem Einbaum in Sicherheit bringen wollte. Wir griffen zu den Flinten, rannten zu unserem Boot und nahmen, da der Motor wegen eines Defektes ausfiel, mit voller Ruderkraft die Verfolgung auf. Ich kam mir wie in einem Abenteuerfilm vor. Nach einer halben Stunde hatten wir den Schelm erreicht, als er eben an Land steigen wollte. Wir machten die Waffen schußbereit und Henrik befahl dem Dieb mit lauter Stimme, sofort stehen zu bleiben. Er blieb stehen und wir holten zwanzig Bananentrauben mit je etwa hundertfünfzig Früchten zurück. Großmütig verzichteten wir auf weitere Sanktionen, weil der Indianer offensichtlich ein armer Schlucker war. Man muß jedoch bei solchen Fällen in der Regel scharf

zufassen, weil es sich sonst bei den Indios herumspricht, und schon am nächsten Tag eine ganze Herde eine als schwächlich bekannt gewordene Fazienda überfallen, berauben und abbrennen und Frauen und Kinder erbarmungslos niedermachen kann. Mit Polizei, die zum Rechten sieht, darf man nicht rechnen. Hier gilt noch das Recht des Stärkeren. Wenn einer umgebracht wird, hat er eben Pech gehabt.

Aber nicht nur von Indios drohen Gefahren. Das Unheil kann auch versteckt und heimtückisch hereinbrechen. So saß ich eines Abends mit Henrik gemütlich an einer Schachpartie, als plötzlich die Pächtersfrau schreckensbleich herbeigestürzt kam: «Hilfe! Hilfe!» schrie sie, «Ameisen!» Wir stürzten hinaus und tatsächlich stand ein riesiges Ameisenheer, Millionen und Millionen von schwarzen Wanderameisen im Begriff, unser Wohnhaus zu stürmen. Die weiße Wand war schon schwarz von Tieren. Die Fensterrahmen waren zu weichem krabbelndem Polster geworden. Die Vorhut hatte bereits das Dach erreicht und drang durch Mauerritzen ins Innere. Wir rannten ins Haus hinein. Aber auch da waren sie schon. Breite Ameisenbahnen zogen sich quer durch den Raum und begannen Stühle und Tische zu erklimmen. Mir lief es kalt über den Rücken, weil ich wußte, daß diese kleinen Teufel alles ratzekahl auffressen, wenn sie sich einmal irgendwo niedergelassen haben. Henrik überlegte nicht lange. Er griff zur DDT-Spritze und nun begann der Kampf gegen diese schwarzen Eindringlinge. Wir spritzten abwechslungsweise vier Stunden lang, bis die kleine Handspritze glühte. Um zwei Uhr war der Kampf gewonnen. Millionen Ameisen krümmten sich in Krämpfen. Schwärzlich lagen die Leichen in ganzen Haufen herum. Der Rest des Ameisenheeres aber machte – wir stellten es mit Stauen fest – plötzlich, wie auf geheimen Befehl aus dem Ameisenhauptquartier rechtsumkehrt und zog sich auf dem kürzesten Weg, in wohlgeordneten Bahnen aus dem Todeshaus zurück. Nach einer weiteren halben Stunde befand sich keine einzige lebende Ameise mehr in der Nähe des Hauses. Wir verfolgten mit der Taschenlampe den schweigsamen Rückzug des geschlagenen Heeres in den Urwald.

Solche Abenteuer treiben einem wirklich das Blut schneller durch die Adern und ent-

schädigen für die manchen Strapazen und Unbequemlichkeiten, die das Leben auf einer Urwaldfazenda bringt. Man spürt noch so etwas von der unverfälschten freien Natur, aber auch von ihrer Macht und Unerbittlichkeit. Hier dienen die technischen Errungenschaften nicht zur Selbstverweichlichung und Selbstversklavung, sondern um den Kampf gegen die Naturgewalten erfolgreich zu bestehen.

Wäre es nicht herrlich, hier Land zu kaufen und in dieser paradiesischen Natur für immer ein freies unabhängiges Leben zu führen? In die Heimat zurückgekehrt wurde ich, wenn ich von meinen Erlebnissen in Mato Grosso erzählte, oft gefragt, warum ich eigentlich nicht in diesem Urwald-Paradies geblieben sei. Die Fragenden sind meistens Menschen, die des modernen Berufslebens mit dem seelentötenden Bürostuhlsitzen überdrüssig sind. Die Antwort ist: für die Eingeborenen scheint uns das Leben dort wirklich paradiesisch, sie arbeiten gerade soviel, als unbedingt notwendig ist, um ihr Dasein zu fristen, und das ist bei der verschwenderischen Natur wenig genug. Den Rest des Tages liegen sie unter einem Baum und staunen in den blauen Himmel oder hocken schwatzend vor ihren Hütten.

Aber Europäer? Zwischen Abenteuern, wie ich sie geschildert habe, verlaufen die Tage auf einer Urwald-Fazienda eben doch ziemlich eiförmig. Man jagt, man fischt, macht Inspektionsritte, verfolgt stehlende Indianer, zählt Äffchen und Papageien – aber man erträgt es schlecht, ewig Ferien zu machen, ewig die Zeit in selbstzufriedenem Nichtstun zu verbringen.

Auch die Frauen im Urwald sind für die Europäer ein Problem. Wohl stellt der weiße Mann für die eingeborenen Frauen und oft bildhübschen Mädchen eine große Attraktion dar, und er kann, wenn er will, ein üppiges Schlaraffenleben führen. Auf die Dauer jedoch wäre das wohl für die wenigsten eine befriedigende Lösung. Henriks aus städtischen Verhältnissen stammende erste Frau hatte ihn schon vor Jahren verlassen, weil sie das Leben in der Abgeschiedenheit der Farm nicht mehr aushalten konnte. Heute lebt er mit einer reizenden Eingeborenen zusammen, die ihm jeden Wunsch von den Augen abliest und die ihm einen mustergültigen Haushalt führt. Er kann alles, was den Haushalt angeht, mit ihr besprechen, aber für einen Gedankenaustausch, der darüber hinausgeht, fehlt die Brücke.

Um als Europäer hier leben zu können, müßte man wohl einerseits irgendwie im modernen Wirtschaftsleben eine festumrissene Funktion haben und dann gewissermaßen als Gegenpol sich auf einer solchen Farm wieder seelisch ins Gleichgewicht bringen. Tatsächlich gibt es denn auch viele Brasilianer und in Brasilien lebende Europäer, die sich irgendwo im Mato Grosso ein Stück Land gekauft haben, das ihnen indianische Pächter besorgen und auf dem sie alljährlich einige Wochen inmitten von Indianern und Dschungel-Gestrüpp verbringen. Eine Entwicklung, die nur in andern Verhältnissen und Ausmaßen sich ja auch in der Schweiz vollzieht, wie die zahlreichen Week-end- und Ferienhäuschen zeigen.

Nach vier Wochen ertrug ich mein von jeder Verantwortung freies Leben, so schön es war, nicht mehr. Ich stellte mir eine Spezialaufgabe und wurde, was ich bei meiner Natur und bei meinen Neigungen kaum für möglich gehalten hätte, zum Lehrer. Ich hielt den verdutzten Eltern einen ersten Vortrag, indem ich ihnen darlegte, daß die ältere Generation zwar wohl noch zur Not ohne Lesen, Schreiben und Rechnen auskommen könne, die junge aber diese Fertigkeiten unbedingt beherrschen müsse, wollten sie später einmal auch so schöne Dinge bauen können, wie Henriks Motorboot oder Eisschrank. Und dann hielt ich meine erste Schulstunde mit einem großen Korb voll Bananen. Rechnen! Wieviel sind eine Banane und zwei Bananen? Mit Feuereifer machten sich meine Schüler, vierjährige bis einundzwanzigjährige, an die Arbeit. Und von da an saß ich täglich eine bis zwei Stunden im Kreise meiner Schülerschar, ließ Krokodile zusammenzählen, schrieb große Buchstaben in den Sand oder baute mit ihnen Sonnenuhren oder Wassermühlen. Die Kinder bewiesen zu ihrer Lernbegierde hinzu ein glänzendes geistiges Aufnahmevermögen.

Nach zwei Monaten nahm ich schweren Herzens Abschied von der Fazienda, um meine Reise Richtung Bolivien fortzusetzen. Es war eine herrliche Zeit. Ich werde, wenn ich irgendwie kann, wieder einmal in das Mato Grosso zurückkehren. Nicht für immer – aber für einen neuerlichen Besuch im Paradies.